

Martin Heer

# Snippets

# Tom

Es war ein regnerischer Tag. Kalt und nass. Einer jener Tage, an denen man sich wünscht, gar nicht erst aufgestanden zu sein. Mit hochgezogenen Schultern und eng um den Körper geschlungenen Armen stand Tom da, und blickte trübe hinaus aufs Meer. Früher hätte es ihm nichts ausgemacht, auch an solchen Tagen mit seinem kleinen Fischerboot hinaus zu fahren, immerhin, es gab für heute keine Sturmwarnungen wie in der letzten Woche, aber mittlerweile war er einfach zu alt dafür. Und überhaupt, viel verdiente er mit seinem Fisch sowieso nicht mehr.

Er entschloss sich zurück zu seinem Haus zu gehen und dort auch den Rest des Tages zu bleiben. Dann konnte er der Hörspielsendung im Radio lauschen, sich mit einer Tasse Tee in seinen Sessel setzen und einen ruhigen Sonntag verbringen.

Die Hütte des alten Fischers stand nah am Rande der Klippe. Es war ein sehr schöner Fleck für ein Haus, fand Tom, doch so schön der Platz auch war und so sehr er es auch liebte an der Küste zu leben, so war er doch sehr einsam. Seine Frau war schon vor einigen Jahren gestorben und zu Fuß dauerte es eine halbe Stunde um ins Dorf zu kommen. Ab und an machte er sich auf den Weg dorthin in den Pub, aber seine Knie schienen keine große Lust mehr zu haben, größere Strecken zurück zu legen, und den meisten aus dem Dorf, die er kannte, ging es ähnlich, und so bekam er auch selten Besuch.

Es ging auf Weihnachten zu, eine Zeit, die er immer schon gemocht hatte. Ganz besonders freute er sich jedes Jahr über die Weihnachtskarten, die er zugeschickt bekam. Es waren nicht mehr besonders viele, er hatte nur noch wenig Verwandtschaft und auch von den Freunden waren einige nicht mehr am Leben, aber er bewahrte die Karten alle auf, in einer rentiergemusterten Dose in welcher einmal Lebkuchen gewesen waren. Manchmal, an besonders grauen Tagen, holte er sie hervor und las sie, und dann wusste er, dass es noch Menschen gab, denen er wichtig war, und die ihn, obwohl sie einander selten sahen, noch nicht vergessen hatten.

# Harrold

Es war zum Verzweifeln. Hätte er die Möglichkeit gehabt, hätte er sich lieber umgebracht als hier weiter elendig zu krepieren. Er steuerte langsam aber sicher dem Tode entgegen und weder wusste er, was er dagegen hätte tun können, noch schaffte er es, irgendwen auf seine missliche Lage aufmerksam zu machen. Er konnte nur auf Hilfe warten, und das tat er nun schon seit so vielen Tagen, dass er allmählich die Hoffnung aufgab.

Harold war am Verdursten. Er hätte alles gegeben für ein paar Tropfen Wasser, einen Schluck dieser kostbaren, Lebensrettenden und –erhaltenden, klaren Flüssigkeit. Nun gut, viel besaß er nun auch wieder nicht, insofern wäre ihm das auch nicht sonderlich schwer gefallen. Aber nichts desto trotz, es war ihm verdammt ernst. Wenn ihm doch nur jemand zur Hilfe eilen würde, irgendwer. Sein Glaube an die Menschheit war noch nie besonders stark gewesen, aber nun bröckelte auch noch das letzte bisschen und verschwand. Wie eine in der Hitze ausdörrende Pfütze oder ein Tropfen auf einer heißen Herdplatte. Wasser und Tod, das waren die einzigen beiden Dinge, um die seine Gedanken kreisten.

Mit dem Tod hätte er sich abfinden können. Er hatte eine Weile über sein bereits gelebtes Leben nachgedacht, doch allzu viel Zeit hatte dies nicht beansprucht – es war im Grunde kaum spannender gewesen als das Betrachten der berühmten, trocknenden Farbe oder vielleicht das einer Fliege. Weit gekommen war er ohnehin nie. Für ihn war das in Ordnung gewesen, er schätzte die Einfachheit und die Ruhe. Und das Wasser. Und da kam nun wieder der Tod ins Spiel. Wie schon gesagt, wäre der Sensesmann gekommen, um ihn zu holen, es wäre ihm recht gewesen, alles hatte einmal sein Ende. Doch der alte Mann schien ein grausames Spiel mit ihm zu spielen, ihn zu Quälen und zum Narren zu halten, auf eine so perfide Weise, dass es auf bewundernswerte Weise verachtend war. Es war das Sterben, dieser langsame, schleichende Vorgang, der ihn wahnsinnig machte. Leben und Tod, schön und gut, doch auf den Übergang hätte er verzichten können.

Das absurde an Harolds Misere war, dass seine Rettung nur zentimeterweit von ihm entfernt stand und ihn regelrecht auszulachen schien. Gut, Wasser konnte freilich nicht Lachen, aber sein ihm Fernbleiben trieb ihn langsam so sehr in den Wahnsinn, dass es zumindest in seiner Wahrnehmung gut möglich gewesen wäre. Es war die Steigerung des auf See Verdurstenden, der umgeben von Wasser doch nichts

trinken konnte. Doch dem Schiffsbrüchigen bot sich auch nur ungenießbares  
Salzwasser, Harold hingegen blickte auf ein Glas klaren Trinkwassers, welches  
irgendeine Person mit makabrem Sinn für Humor dort abgestellt haben musste.

Hätte er nur Hände und Arme gehabt, es wäre ihm ein Leichtes gewesen,  
danach zu greifen und seine Not zu beenden. Doch Harold war leider nur eine  
gewöhnliche Topfpflanze, und konnte so wenig nach dem Glas greifen, wie das Wasser  
aus selbigem hätte zu ihm springen können. Ach, wenn er sich doch nur hätte  
umbringen können...



# Die Geschichte der fünf Reiter

## DAS TAL

In einer Zeit, in der es noch die weißen Flecken der Landkarten zu füllen galt, gab es einst fünf Reiter, die auszogen, diese unbekannt Gebiete zu erkunden. Weniger um der Vollständigkeit der Karten halber (denn von Kartographie verstanden sie nicht viel) und ebenso wenig von Forscher- oder Entdeckergeist getrieben, als vielmehr auf Geheiß eines wichtigen Herren, der sehen wollte, ob es sich lohnen würde, in die fremden Lande vorzudringen und deren Besitz zu ergreifen. Man konnte also von einer Expedition sprechen, zu der sie aufbrachen, wollte man der Sache einen Namen geben. Es war eine Reise ins Ungewisse, doch sollten sie erfolgreich zurückkehren, winkten Ruhm und Reichtum – und wahrscheinlich hätte man sie auch in Ketten gelegt, hätten sie sich der Anordnung verweigert - die Machtverteilung in jener Zeit war noch etwas einseitig.

Mehrere Tage waren die Männer bereits unterwegs, und es waren ausgesprochen ereignisarme Tage gewesen. Sie folgten einem Fluss, der sich seinen Weg durch die immer karger und steiniger werdende Landschaft bahnte und auf ein Gebirge zusteuerte, welches sich am Horizont entlang zog. Weit und breit war nichts nennenswertes zu sehen, keine Bäume, keine Siedlungen, im Grunde kaum ein Anzeichen von Leben, und eine eigenartige Stille schien sie zu umgeben, von der sie nicht recht wussten, ob sie diese beruhigend oder beängstigend finden sollten. Zwei weitere Tage vergingen, bis sie schließlich bei Einbruch der Dämmerung an den Fuß des Gebirges und das Tal gelangten, welches der Fluss geschaffen hatte.

Die Wolken am Himmel begannen sich drohend zuzuziehen und der Wind wurde rauer. In der Hoffnung, einen vor dem sich ankündigenden Unwetter Schutz bietenden Unterschlupf zu finden, und so die Nacht wenigstens halbwegs trocken zu überstehen, beschlossen sie, einem Pfad zu folgen, der oberhalb des Flusslaufes entlang der Felswand verlief. Sie kamen anfangs noch gut voran, der Weg war breit und man konnte jeden Moment meinen, hinter dem nächsten Felsen müsse irgendeine Höhle oder etwas in der Art zu erblicken sein. Das Gelände wurde jedoch zunehmend ungängiger und die Pferde hatten Mühe voranzukommen. Beinahe eine Stunde waren sie nun schon in das Tal hineingeritten und noch immer hatten sie

keinen geeigneten Rastplatz gefunden. Immer höher gelangten sie, der Fluss lag bereits weit unter ihnen, der Weg wurde schmaler und die Wände steiler. Das Tal bekam einen schluchtartigen Charakter. Der Himmel hatte sich weiter verdunkelt, was nicht nur der hereinbrechenden Nacht geschuldet war. Bei einem Gewitter wollten sie ungerne ungeschützt im Freien nächtigen, wenn es sich irgendwie vermeiden ließ, und ein Gewitter schien kurz bevor zu stehen. Auch die Pferde schienen dies zu ahnen, und wurden zunehmend nervöser, waren doch einige von ihnen noch recht jung und bei einem Unwetter sonst meist in einem Stall gewesen.

Vor allem eines der Pferde, es trug den jüngsten der Reiter, schien besonders ängstlich zu sein, und als ein Blitz, fast unmittelbar vom Donner gefolgt, blendend grell über den Himmel zuckte, bäumte es sich auf. Der Reiter verlor den Halt, kippte nach hinten, versuchte noch nach irgendetwas zu greifen, dem Schweif des Pferdes vielleicht oder einem der spärlich wachsenden Büsche, doch er bekam nichts zu fassen. Und als ihm klar wurde, dass ihn nichts mehr retten würde, dass es keine Möglichkeit mehr gab seinen Fall aufzuhalten, trat Panik in sein Gesicht, und, die Augen einem Wahnsinnigen gleich aufgerissen, schrie er, und in seinem Schrei lag all seine Verzweiflung, sein Entsetzen, seine Angst und die Trauer; Gefühle, die ihn im Bruchteil von Sekunden erfassten während er in den düsteren Abgrund hinabstürzte, und der Schrei, von den Wänden des Tales in einem verhöhnenden Echo wiederholend, war das letzte was sie von ihm hörten. Und so verlor der erste der fünf Reiter sein Leben.

## DIE RABEN

Es schien, als hätten Riesen ein Grabensystem errichtet, dessen Sinn auf den ersten Blick nicht ganz einleuchtete. Tief und geradlinig verlaufend durchzog es den lehmigen Boden, und ob es ein Phänomen der Natur oder tatsächlich geplant war, war schwer auszumachen.

Die verbliebenen Reiter hatten das Tal und die Trauer um das verlorene Expeditionsmitglied seit einigen Tagen hinter sich gelassen, besonders gut hatten sie ihn ja ohnehin nicht gekannt, dachten sie sich und Gefahren waren auf der Reise zu erwarten gewesen. Dass bereits so früh einer von Ihnen durch einen - man konnte es nicht anders nennen - unglücklichen Unfall ums Leben gekommen war, hatte sie allerdings doch ein wenig bestürzt gemacht, und sie ermahnten sich, fortan vorsichtiger zu sein.

Gegen Mittag ritten sie auf eine Gruppe kahler Bäume zu. Wie eine kleine Herde wirkten die, eng aneinandergedrängt, um sich vor der leeren Weite um sie herum zu schützen. Ob gleich sie abgestorben waren, schienen sie subtil unruhig in Bewegung zu sein. Irgendetwas stimmte nicht.

Ein unangenehm süßlicher Geruch stieg den Reitern in die Nase, der deutlich auf Verwesung hinzudeuten schien, und als sie in die Gräben zu beiden Seiten blickten, konnten sie vereinzelte Knochen erkennen, die sich mehrten, je weiter sie auf die Bäume zuritten und schließlich erkennbar als Skelette dort lagen, scheinbar von kleineren bis mittelgroßen Tieren stammend. Immer stärker wurde der Geruch, immer mehr Kadaver lagen in den Gräben, und als sie nahe genug an die Baumgruppe herangekommen waren, erkannten sie, dass es Raben waren, die auf den Ästen hockten und den Bäumen Bewegung zu verleihen schienen. Als die Raben die Reiter erkannten, wurden sie plötzlich ganz still, und auch die Reiter hielten ihre Pferde an. Unzählige Augenpaare waren auf Sie gerichtet, die sie mit bösen Blicken durchbohrten. Eine Weile standen sie wartend da, unsicher, ob sie die Baumgruppe und die Raben passieren konnten, dann schließlich, ohne dass sich die anderen jemals erklären konnten warum, stieg einer der Reiter von seinem Pferd herab und ging langsam auf die Raben zu. Während er sich näherte, flatterte einer der Vögel vom Baum herab. Den Blick weiterhin auf den Reiter gerichtet blieb er zunächst stehen, ging ihm dann jedoch langsam entgegen. Ein zweiter folgte scheinbar zögerlich, dann ein dritter, immer mehr, und nun begannen sie wütend zu krächzen und die vordersten versuchten, nach den Füßen des Reiters zu picken. Immer lauter krächzten die Raben, immer aggressiver wurden sie und nun begannen sie, ihn von mehreren Seiten zu bedrängen. Der Reiter

wurde zunehmend nervös und versuchte sie, zunächst mit den Armen fuchtelnd, zu verscheuchen, wodurch sich die Vögel jedoch nicht im Mindesten beeindrucken ließen, ja sie schienen ihn mit ihrem stakkatoartigen Krächzgesang geradezu auszulachen. Fast schon panisch werdend versuchte der Reiter nach ihnen zu treten, doch sie wichen ihm geschickt aus, sodass er jedes Mal ins Leere stampfte.

Ohne dass er wirklich bemerkte, was geschah, begannen die Raben den Reiter zurück zu drängen und dabei in eine ganz bestimmte Richtung zu lenken – nämlich auf den Graben zu. Als die anderen Reiter das bemerkten, riefen sie ihm wild zu und gaben ihren Pferden die Sporen um sie auf die Raben zuzujagen, doch ihre Rufe gingen im Gelärme der Vögel unter, und noch ehe sie ihn erreichen konnten stolperte er, bereits weit zurück gedrängt, über einen Stein und fiel in den Graben.

Die Raben stoben auf, als die galoppierenden Pferde ihnen nahe kamen, doch ihr Ziel hatten sie bereits erreicht, in einer dunklen Wolke erhoben sie sich, und stürzten dann auf den im Graben liegenden Reiter hinab, und seine Schreie, während sie auf ihn eihackten und ganze Stücke aus ihm herausrissen, übertönte selbst ihr Gekrächze. Und so verlor der zweite der Reiter sein Leben.

## DIE SCHNECKEN

Es regnete. Weit und breit war kein Unterschlupf zu finden gewesen, und so ritten die Reiter, jetzt nur noch zu dritt, durchnässt und frierend weiter. Gegen Mittag hatte sich ihre Laune aber dennoch ein wenig gebessert, denn zum ersten Mal seit dem Aufbruch zur Expedition waren sie auf einen Pfad gestoßen. Einen ausgetretenen Pfad, den offenbar bereits Menschen vor ihnen betreten hatten. Auch die Vegetation um sie herum mehrte sich, Gras wuchs spärlich, und hier und da stieß Spitzwegerich aus dem Boden. Alles in allem, so dachten die Reiter, sah diese Gegend vielversprechender aus als alles Bisherige.

Irgendwann schließlich wurde der Pfad zu einem von Hecken gesäumten Weg, Hecken, die immer dichter und immer höher wuchsen, je weiter sie ritten. Fast schon entzückt betrachteten sie kleine Schnecken, die ab und an unter den Hecken hervor auf den Weg gekrochen kamen. Sie waren die ersten Anzeichen von Leben, die sie seit langem gesehen hatten – von den Raben vielleicht abgesehen, aber an die wollten sie lieber nicht denken. Letzten Endes waren die Vögel ja auch mehr ein Zeichen des Todes gewesen.

So wie die Hecken dichter und höher wuchsen, so mehrten sich auch die Schnecken, die den Weg kreuzten, nicht nur in der Anzahl, sondern auch in ihrer Vielfalt. Nacktschnecken kamen hinzu, zunächst tiefschwarze, dann dunkelrote, Schnecken mit schlichten, grauen Häuschen, Schnecken mit gelb-schwarz-gestreiften. Hin und wieder knirschte es, wenn die Pferde auf eine von ihnen traten. Auch einige größere Exemplare gesellten sich dazu, voller Erstaunen und zugleich mit einer Spur von Ekel deutete einer der Reiter schließlich auf eine nahezu faustgroße Schnecke, die eine breite, glänzende Schleimspur hinter sich ließ.

Als sie einige Meter weiter um eine Ecke bogen, erblickten sei eine weitere Schleimspur die quer über den Weg ging und von so enormer Breite war, dass sie es kaum wagten, sich die zugehörige Schnecke vorzustellen. Das Tier hatte scheinbar mühelos eine Schneise durch die Hecken zu beiden Seiten gewalzt, durch die sie problemlos hätten hindurchreiten können. Die Neugierde des vordersten Reiter war geweckt, und obgleich er sich ein wenig fürchtete, wollte er doch gerne einen Blick auf die Riesenschnecke erhaschen. Die anderen beiden zögerten – ihnen war die Sache nicht geheuer.

Langsam lies der Reiter sein Pferd durch die Lücke in der Hecke hindurchtraben, und was er auf der anderen Seite erblickte war so unglaublich und beängstigend zu gleich, dass er einige Zeit lang nur dastehen und voller Bewunderung und Furcht auf die Szenerie blicken konnte, die so bizarr war, das er sich vergewissern

musste nicht zu träumen. Hunderte von Schnecken, von der Größe kleiner Elefanten zogen als Herde über ein Feld, wie eine Lauffeuer alles pflanzliche, das sie erwischen konnten vernichtend. Der ganze Boden, voller Schleim, glitzerte im Licht der Sonne wie ein ruhiger Ozean und ließ die Schnecken wie gemächlich dahingleitende Segelschiffe wirken. Noch eine ganze Weile stand er so da, dann hörte er hinter sich ein Malmen, und eine weitere Schnecke brach durch die Hecke. Er fuhr herum und als er die Schnecke so unmittelbar vor ihm sah war er vor Schreck wie gelähmt und er konnte nichts tun, schaffte es nicht, sich zu ducken um dem Stielauge auszuweichen das in seine Richtung schwang und ihn vom Pferd schlug. Unsanft landete er auf dem Boden und rollte einige Meter einen kleinen Abhang hinunter, dann blieb er liegen, von klebrigem, Zentimeter hohem Schleim umgeben. Angewidert versuchte er sich aufzurichten, doch der Schneckenschleim war so klebrig und zäh, dass er ihn am Boden festhielt, während er die monströse Schnecke auf ihn zukriechen sah.

Immer näher kam das Ungetier auf ihn zu und Panik kam in ihm auf, eine Panik, die auch die beiden Reiter gespürt haben mussten, die im Tal und durch die Raben ihr Leben verloren hatten, das wurde ihm jetzt klar, und er wusste, das auch er in wenigen Augenblicken sterben würde. Unaufhaltsam glitt die Schnecke auf ihn zu und über ihn hinweg, und während sie über ihn hinweg glitt, raspelte sie ihn ganz und gar auf. Und so verlor auch der dritte Reiter sein Leben.

## DER SUMPF

Lange waren die zwei letzten Reiter nordwärts geritten, immer in der Hoffnung, doch noch eine Gegend zu finden, die mehr als kargen Stein oder menschenfressende Monster zu bieten hatte. Doch nun, da sie nur noch zu zweit waren, zweifelten sie am Sinn dieser Sache. Nachdem sie die Hecken hinter sich gelassen hatten, waren sie gut eine Woche später an eine tiefe Schlucht gelangt, die sich nach beiden Seiten weiter erstreckte als sie blicken konnten und die unmöglich zu überqueren war. So beschlossen sie, ihre Expedition als gescheitert betrachtend umzukehren. Für den Rückweg wollten sie allerdings eine andere Route wählen, sie hielten sich weiter westwärts und hofften so einen weiten Bogen um die Raben und Schnecken zu machen.

Fast zwei Wochen waren vergangen. Die Landschaft war karg und trostlos geblieben, doch ein dichter Nebel war aufgezogen und verlieh der Tristesse einen ganz besonderen Charme. Stumm ritten sie nebeneinander her, ohne zu wissen, worüber sie sich noch hätten unterhalten können, so lange waren sie schon unterwegs.

Vielleicht lag es an dem Nebel, der hereinbrechenden Dämmerung oder einfach nur an ihrer Müdigkeit, dass sie nicht bemerkten, wie sich der Boden unter ihnen veränderte. Zu viel Wasser hatte sich hier angesammelt und die Gegend in ein versumpftes Gebiet verwandelt. Die Pferde hatten Mühe, voranzukommen und sanken bei jedem Schritt tiefer ein, bis eines von ihnen schließlich stehenblieb, unfähig sich weiter zu bewegen.

Erst jetzt merkte sein Reiter, wo sie gelandet waren. Er sprang vom Rücken des Pferdes, und versuchte es zu befreien, doch genauso gut hätte er versuchen können, einen Baum zu entwurzeln, so tief war es bereits in den matschigen Boden eingesunken. Er selbst merkte, wie sehr der Boden versuchte, ihn festzuhalten, als hätte er seit Ewigkeiten hungrig darauf gewartet, dass jemand vorbeikam, den er verschlingen konnte. Während er bereits bis zu den Knien eingesunken war, musste er an den Gefährten denken, den der Schneckenschleim an den Boden gefesselt hatte. Kein Untier lauerte hier jedoch, um ihn zu fressen, und vielleicht hätte er sich noch befreien können, wäre nicht das Pferd seitlich weggekippt um ihn unter sich zu begraben und tief in den Boden zu drücken. Gefangen wie in einem klaustrophobischen Altraum versuchte er zu schreien, doch zäher, kalter Schlamm drang in seinen Mund und alles, was sein Gefährte noch von ihm sehen konnte, war eine Hand, die verzweifelt in die Luft greifend unter dem in Panik wiehenden Pferd hervorragte. Es hatte keinen Sinn mehr, ihm zu helfen, das wusste der andere Reiter ganz genau. Ihm ging die Geschichte eines Barons durch den Kopf, der sich und sein Reittier einst auf spektakuläre Weise aus einem Moor befreit hatte, doch eigentlich war er sich ziemlich sicher, dass es ein Ding der Unmöglichkeit war, alleine ein Pferd aus dem Sumpf zu ziehen. Und so verlor auch der vierte Reiter sein Leben.

## EPILOG

Man konnte dem letzten der Reiter keine Vorwürfe machen, und dennoch fühlte er sich schuldig. Schuldig, vier Männern tatenlos beim Sterben zugesehen zu haben, schuldig, als einziger überlebt zu haben. Alles war umsonst gewesen. Im Nachhinein konnte er sich nicht mehr recht daran erinnern, wie er es nach Hause geschafft hatte und keines Falls erwarteten ihn Ruhm und Reichtum. Die Begeisterung des wichtigen Herrn über seine Rückkehr flaute schnell ab, als klar wurde, dass er auf seiner Reise nichts Interessantes entdeckt hatte, und alles, auf das er gestoßen war, Schnecken und Raben waren. Als der Reiter dann auch noch beteuerte, diese hätten seine Gefährten umgebracht, runzelte man nur die Stirn oder schüttelte traurig den Kopf, offenbar in dem Glauben, er sei völlig übergeschnappt. Niemand glaubte an Schnecken so groß wie Segelschiffe.

Anfangs schenkten ihm viele Barden sein Gehör, die seine Erzählungen in ausladende Balladen verpackten, und vor allem die einfachen Dörfler fanden rasch Interesse an seinen Berichten. Doch mit der Zeit erinnerte sich kaum noch jemand wirklich an ihn und die Lieder und Geschichten wurden vom ständigen weitererzählen zunehmend alberner, bis die Figur schließlich nur noch als „Hoppe Reiter“ in Kinderstuben überlebte. Den letzten Reiter hatte eine tiefe Trauer gepackt, und traumatisiert von dem Erlebten und erschüttert von der Tatsache, dass all dies in einem heiteren Kinderreim ins Lächerliche gezogen wurde, brachte er sich schließlich an einem einsamen Herbsttag um. Und somit war keiner der fünf Reiter mehr am Leben.

# Kommentar

VON MAFALDA PERRAULT

Seit jeher erfreuen sich Kriminalromane großer Beliebtheit, und vielleicht gehören ja auch Sie zu der Gruppe von Bücherwürmern, die sich an einem grauen Regentag gerne ans Fenster setzt und mit einer dampfenden Tasse Hagebuttentee in der Hand von blutigen Morden und kaltblütigen Killern liest. Von alten Frauen, die mit ihren eigenen Stricknadeln erstochen werden um sie ihrer kostbaren Familienerbstücke zu berauben, oder von Opfern, die nachts mit dem Kissen erstickt werden.

Ich persönlich kann keinen großen Gefallen daran finden und vergnüge mich hingegen lieber mit Kindergeschichten, mit Märchen und Reimen. Krimis sind (und sollten Sie tatsächlich zur eben genannten Lesergruppe gehören, nehmen Sie es sich bitte nicht zu sehr zu Herzen) etwas für Weicheier, die einen findigen Ermittler in der Geschichte benötigen, der am Ende alles zum Guten wendet. Kindergeschichten und –lieder hingegen besitzen mitunter eine subtile Grausamkeit, die einem wohlige Schauer über den Rücken jagt, und zurecht die Frage aufkommen lassen, ob sie denn tatsächlich als für Kinder geeignet bezeichnet werden können.

Denken Sie zum Beispiel nur an den Butzemann, eine verummte, Kinder entführende, dunkle Gestalt, auch unter dem Namen Mummelmann gefürchtet, die da ihren Weg in das Gut der Kinderlieder gefunden hat. Wie wäre Ihnen wohl zu Mute, würde er in Ihrem Haus herumtanzen? Ein weiterer meiner Favoriten ist die Geschichte eines Menschenfressers, der seine Opfer zunächst in Säcke steckte und fest zuband, um sich dann auf verhöhnende Weise lachend und singend auf sie drauf zu setzen, so sehr diese auch schrien, er möge sie doch bitte freilassen. Heute singen Kinder heiter von dem kleinen Schelm im Hafersack.

Eine der tragischsten Geschichten und auf wahren Begebenheiten beruhend, ist die der fünf Reiter. Obwohl sie - unmittelbar nach der gescheiterten Expedition niedergeschrieben - zunächst bei einer breiten Leserschaft Anklang fand, geriet sie rasch in Vergessenheit. Heutzutage erinnert sich niemand mehr an die Erzählungen des letzten, überlebenden Reiter. Was geblieben ist, ist ein Kinderreim.

# Sarah

Es war ein anstrengender Tag gewesen, voller Meetings mit wichtigen Leuten (oder zumindest solchen, die sich Mühe gaben so zu wirken) und begleitet vom ständigen Klingeln ihres Telefons, das wie ein nerviger Tinnitus nie aufhören wollte. Die Nacht war bereits hereingebrochen, als Sarah die Firma verlassen hatte. Kühl und klar war sie ein angenehmer Kontrast zu den neonbeleuchteten, stickigen Büros, in denen man irgendwann nicht mehr vernünftig denken konnte. Sie atmete tief durch und hatte zumindest für einen kurzen Moment das Gefühl, etwas von der Last des Stresses hinter sich zu lassen.

Auf der Straße herrschte reges Treiben. Menschenmassen eilten an den Schaufenstern der Läden vorbei und alle schienen sie mit sich selbst beschäftigt. Merkwürdig war es doch irgendwie, wie jeder, von Personen umgeben, doch alleine war. Sie überlegte sich auf dem Weg zur Bahnstation noch einen wärmenden Kaffee zu holen. Morgens lehnte sie das Getränk grundsätzlich ab. Sie wollte nicht den Eindruck entstehen lassen, sie gehöre zu der Sorte Leute die behaupteten, ohne Kaffee ginge bei Ihnen morgens gar nichts (denn die kamen ihr schon immer ein wenig suspekt vor), aber sie ließ gerne einen Arbeitstag damit ausklingen.

Während Sarah ihren Blick nur mäßig interessiert über die Schaufenster schweifen lies, in denen letztendlich ohnehin fast immer dasselbe präsentiert wurde, erblickte sie plötzlich eine schmale Seitengasse, welche ihr zuvor noch nie aufgefallen war. Die Gasse war nur spärlich beleuchtet und wirkte auf eigenartige aber doch angenehme Weise ruhig. Sie endete nach nur knapp hundert Metern und wurde mit der Front eines kleinen Ladens abgeschlossen. Tatsächlich schien es, als würde sie nur dem Zweck dienen, auf diesen zuzulaufen.

Als sie die Gasse betrat war es ihr, als verlief sie auf einer lebhaften Feier den Raum um kurz frisch Luft zu schnappen. All die Geräusche der Straße wirkten plötzlich viel gedämpfter, fast so, als wäre eine Türe hinter ihr zugegangen. Wie eigenartig doch, dachte sie, als sie kurz über die Schulter blickte, dass der Schwarm von Menschen einfach vorbei zu ziehen schien. Die erleuchteten Fenster des Ladens strahlten Wärme aus und wirkten wie eine freundliche Einladung. Es war ihnen zu verdanken, dass sie nicht schon längst wieder kehrt gemacht hatte und zurück zur Straße gegangen war, denn ohne diese hätte die Gasse wohl ein ganzes Stück düsterer, ja fast beängstigend gewirkt. Und so ging sie weiter auf den Laden zu, ohne sich recht erklären zu können, wieso. Als sie näher kam erkannte sie beim Blick durch die Fenster, dass es sich bei dem Geschäft um ein Café handelte. Ein kleines und allem Anschein nach bereits sehr altes Café. Die Farbe begann vom dunklen, hölzernen

Türrahmen zu blättern, und die Scheiben der durch mehrere Stege unterteilten Fenster schienen zumindest von außen seit Jahren nicht mehr geputzt worden zu sein. Ein Schild hing schief über dem Eingang, doch war es so verwittert, dass seine Aufschrift nicht mehr zu entziffern war. Sie meinte eine dampfende Tasse und die Andeutung von Pflanzen darauf erkennen zu können. Einen Moment lang zögerte Sie, die Hand bereits auf die Türklinke gelegt – dann trat Sie ein.

Es ist der Geruchssinn, dem die wenigsten Menschen eine allzu große Bedeutung beimessen, der uns mehr als alle anderen Sinne an andere Orte, in andere Zeiten zu versetzen mag. Sarah wusste nicht, woher sie den Duft kannte. Aber als sie das Café betrat schien es ihr, als würde sie etwas wiederbegegnen das sie in ihrer Kindheit gekannt, aber seit langem vergessen hatte. Etwas daran unterschied ihn vom Geruch aller anderen Cafés, die sie jemals betreten hatte und gab ihr das eigenartige Gefühl zu Hause, geborgen zu sein. Sie blickte sich um. Der Raum war in warmes Licht getaucht. An einem Tischchen in einer Ecke saß ein Mann, das Gesicht hinter einer Zeitung verborgen, doch schien er keinerlei Notiz von ihr genommen zu haben. Ansonsten war das Café leer.

Hinter dem Tresen wurde eine Tür geöffnet und eine Frau, scheinbar zur Belegschaft gehörend, trat hindurch. Für einen Augenblick meinte sie, in ein Gewächshaus blicken zu können, doch die Tür war bereits wieder ins Schloss gefallen, ehe sie genaueres erkennen konnte. Mit einer raschen Handbewegung und einem flüchtigen Lächeln wies die Frau auf die freien Stühle, und Sarah setzte sich an einen Platz direkt am Fenster. Die Frau kam zu ihr, sie bestellte einen Kaffee, und als ihr wenig später eine dampfende Tasse gebracht wurde, fragte sie:

„Wie lange arbeiten Sie schon hier?“. Die eigentliche Frage, die sie beschäftigte, war, wie sie so lange an dieser Gasse, diesem Café hatte vorbei laufen können, ohne es ein einziges Mal zu bemerken, wo es seinem Anschein nach doch schon seit Ewigkeiten existieren musste. Aber sie wusste nicht so recht, wie sie das in Worte fassen sollte, und sie hatte außerdem den merkwürdigen Eindruck, dass auch die junge Frau nicht die ganze Geschichte des Ladens kannte.

„Eine Weile“, antwortete ihr die Frau, nachdem sie die Tasse abgestellt hatte, doch weiter sagte sie nichts. Sarah nahm die Tasse in die Hand, und betrachtete eine Weile die feine Crema, während sie wartete, dass der Kaffee auf die richtige Temperatur abkühlte. Auf den Punkt, bei dem man sich gerade so nicht mehr verbrennen, aber dennoch von heiß und nicht von warm sprechen konnte. War das hier echt?

Sie hörte ein Rascheln und bemerkte, dass der Mann in der Ecke gegenüber die Zeitung gesenkt hatte und sie nun ansah. Sie erwiderte seinen Blick, ohne jedoch etwas zu sagen. Eine Weile schwiegen beide. Der Mann, ein älterer Herr mit grauen Haaren und einem farblich zum Getränk in ihren Tassen passenden, nicht mehr ganz neu



wirkendem Anzug, schien sie zu mustern, als überlegte er sich, ob es sicher war, etwas, das ihm auf der Zunge lag, zu sagen. Dann fragte er schließlich: „Soll ich Ihnen etwas zeigen?“

Es war eine merkwürdige Frage, und einen Augenblick lang war Sarah versucht zu entgegnen „Kommt ganz darauf an“, doch offensichtlich hatte sich der Mann die Frage wohl überlegt, und so nickte Sie. Der Mann faltete seine Zeitung zusammen, stand auf und ging um den Tisch herum.

„Nicht viele Menschen kommen hier her“, sagte er. Das war offensichtlich, dachte Sarah.

„Sind Sie öfters hier?“, entgegnete sie.

Der Mann nickte. „Ja, kann man so sagen. Ich bin hier der Gärtner“.

Dann ging er auf den Tresen zu und bedeutete ihr, ihm zu folgen. Sie musste in einem Traum gelandet sein. Entweder das, oder der Mann hatte nicht mehr alle Tassen im Schrank. Er führte sie zur Türe, durch die zuvor die Frau gekommen war. Jetzt erinnerte sich Sarah wieder daran, dass sie vorhin geglaubt hatte, ein Gewächshaus durch die Türe zu sehen, und sie war erpicht darauf zu erfahren, was es damit tatsächlich auf sich hatte.

Der Raum den sie betraten war angenehm warm und zum zweiten Mal an diesem Abend schien sie mit nur einem Schritt in eine völlig andere Welt gelangt zu sein. Sträucher wuchsen hier, die Sarah bis knapp über den Kopf reichten, mit tiefgrünen Blättern und leuchtend roten, entlang der Zweige in kugligen Trauben angeordneten Beeren. Ihr wurde klar, dass dies Kaffeebäume sein mussten.

„Sie sollten sie sehen wenn sie blühen“, meinte der Mann, lächelnd auf die Pflanzen blickend. „Dann sieht es aus, als würden sich weiße Girlanden durch den ganzen Raum ziehen“.

Irgendwie hätte sie die dunklen Kaffeebohnen nie mit solchen Früchten in Verbindung gebracht, die, wie sich herausstellten, süßlich und ein wenig nach Melone und Rose schmeckten, und Sarah entwickelte eine rasche Sympathie für die Pflanzen. Sie waren die stillen Helden, welche die Menschen durch ihren Alltag brachten, der Ausgangspunkt eines langen Herstellungsprozesses, an dessen Ende jenes dunkle Getränk stand, mit dem für so viele der Tag begann, die Basis gemeinsamer Zusammenkünfte, ein Zeichen der Aufmerksamkeit an kalten Wintertagen, ein Moment der Ruhe.

Noch lange nachdem Sarah das kleine Café wieder verlassen hatte dachte sie über das Gesehene nach. Sie erzählte niemandem, was sie erlebt hatte, und wenn sie die Menschen sah, die billigen Instantkaffee aus ihren Pappbechern schlürften, dachte sie, es hätte wohl sowieso keiner verstanden. Eine neue Pflanze stand jetzt bei ihr am Fenster. Und der alte Mann hatte Recht gehabt, als die strahlend weißen Blüten entlang der Zweige auftauchten, sah es fast so aus, als stünde ein kleiner, sehr sommerlicher Weihnachtsbaum in ihrer Wohnung.

# Gwendolyn & Mortimer

„Kann ich dir vertrauen?“, fragte Mortimer.

„Klar“, antwortete Gwendolyn, denn wer würde auf eine solche Frage schon etwas anderes entgegenen?

„Gut“, sagte Mortimer und versuchte es mit einem Lächeln, doch es wirkte etwas ängstlich.

Eine leichte Brise kräuselte das Wasser und trieb Blütenblätter eines Baumes der am Ufer stand hinaus auf den See, in dessen Mitte Gwendolyn das kleine Boot gesteuert hatte, mit dem sie nun versanken.

Mortimer war noch nie unter Wasser gewesen. Er kannte die bunten Bilder von Fischeschwärmen und Korallen aus Büchern, und eine vorfreudige Neugier erfüllte ihn beim Gedanken an diese neue Welt, doch bezweifelte er, dass es im See Korallen gab. Er hatte ein paar Krebse im seichten, ufernahen Bereich gesehen, doch die hatten mürrisch gewirkt und er wusste nicht, ob er sich mit ihnen anfreunden konnte. Krebse schienen lieber unter sich bleiben zu wollen.

„Kannst du schwimmen?“, fragte ihn Gwendolyn.

„Nein“, entgegnete er. Sie nickte nur.

Manchmal versuchte er zu erkennen, was in ihr vorging und was sie dachte, doch ihr Gesicht war nur schwer zu lesen, obgleich es das hübscheste war, das er je gesehen hatte. Es verhielt sich wohl ganz ähnlich wie mit den kunstvollen Schriftstücken in fremden Sprachen, die er einst in einer großen Bibliothek gesehen hatte, und deren Schönheit er zwar bewunderte, aber die er nie verstehen würde.

Eine Libelle flog vorbei. Dann, nach einer Weile, sagte Gwendolyn: „Nein, ich auch nicht“. Und so begann sie, das kaputte Boot ans Ufer zurück zu rudern, während Mortimer das Wasser mit einer Dose, in welcher kurz zuvor noch Kekse gewesen waren, herauszuschöpfen. Sie wären wohl keine guten Seefahrer geworden, dachte er sich noch, als sie wieder zurück an Land ihre Sachen packten und sich auf den Heimweg machten.

# Grainne

Brombeerranken verhakten sich in ihrer Jeans, als sie den vergessenen Gleisen entlang durch das hohe Gras lief. Schon vor Jahrzehnten war dieser Bahnabschnitt stillgelegt worden, wie so viele damals. Die Verbindungen zu den vielen kleinen Dörfern waren wirtschaftlich schlicht nicht zu tragen gewesen, und so lagen die Strecken nun von der Zeit und der Gesellschaft vergessen da, das Eisen rostend, die Holzplanken zerfallend, und früher oder später würde sich die Natur, die sie einst durchkreuzten, ihr früheres Gebiet zurückerobern.

Das goldene Zeitalter der Eisenbahnen gehörte zweifelsfrei der Vergangenheit an, alleine die Tatsache, dass niemand mehr dieses Wort zu verwenden schien unterstrich dies. Sie waren zu schlichten Zügen verkommen, zu Straßen- oder Untergrundbahnen, zu alltäglichen Transportmitteln von A nach B, zu den Geiseln der Pendler. Es waren keine Reisen mehr, auf die sich die Menschen begaben, wenn sie einstieg. Routine lag in der Luft, anstatt dem Duft von Abenteuern. Doch manchmal konnte man ihn noch spüren, den Geist, der einst die Züge umgeben hatte, immer dann, wenn man das Buch in dem man gerade las beiseitelegte und einfach nur aus dem Fenster auf die vorbeiziehende Landschaft schaute und weder hier noch dort, sondern irgendwo in einem undefinierbaren Dazwischen, einem Schwebezustand, schlicht, unterwegs war – sich fortbewegend und doch das Vergangene hinter sich lassend in Gedanken ruhend.

Es war ein sonniger Spätsommernachmittag, und eine Welle der Melancholie hatte sie ereilt. Und nun stand sie da, zwischen einst majestätischen Lokomotiven, die auf einem abgeschiedenen Gelände in South Wales ruhig warteten, auf eine Zeit, die nicht mehr kommen würde. Grainne kam gerne hier her, immer dann, wenn sie diese unbestimmte Sehnsucht gepackt hatte, die einen manchmal beim Blick aus dem Fenster erreicht, wenn einem klar wird, dass die Welt so viel größer ist, als man es jemals begreifen kann.

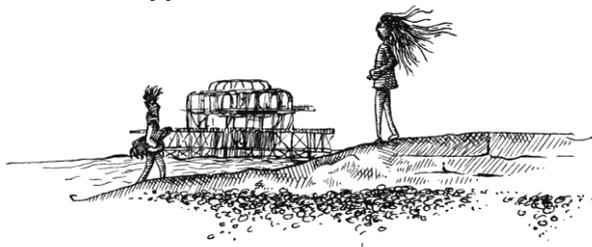
Irgendwann, dachte sie sich, irgendwann würde sie all die Länder bereisen von denen sie immer geträumt hatte. Doch für heute gab sie sich damit zufrieden, auf dem Dach einer alten Lokomotive zu sitzen und in die Ferne blickend den Sonnenuntergang zu betrachten.

# Immogen

Die Tinte hatte auf dem rauen Papier keine klaren Konturen zu schaffen vermocht und die Buchstaben wirkten ausgefrantzt, als hätten sich kleine, marineblaue Kristalle auf ihrer Oberfläche gebildet. Im schwachen Dämmerlicht der beinahe untergegangenen Novembersonne war die Schrift nur schwer zu erkennen, doch Imogen hatte den Brief nun schon so oft gelesen, dass sie ihn im Grunde auswendig konnte. Warum sie ihn dabei hatte, wusste sie nicht so recht, doch sie hielt in fest in ihrer Hand, die von der Kälte allmählich taub wurde. Fröstelnd zog sie die Schultern hoch, um sich gegen den eisigen Wind zu schützen und blickte hinaus aufs Meer, auf die Überreste des abgebrannten Piers.

Wie seltsam es gewesen war, ihn zu erhalten. Er war wie ein Relikt aus einer lange verloren geglaubten Zeit. Zusammen mit ein paar Werbeprospekten hatte er auf der Fußmatte gelegen, als ob er sich zwischen ihnen tarnen wollte, und voller Verwunderung hatte sie ihn aufgehoben. Pagoden waren auf der Briefmarke abgebildet und Schriftzeichen die sie nicht kannte. Zahlreiche Stempel hatte er auf seinem Weg um die Welt gesammelt, und es war fast schon ein kleines Wunder, dachte Sie, dass er nun durch ihren Briefschlitz geworfen worden war, nur weil jemand in krakeliger Schrift ihre Adresse auf den Umschlag geschrieben und in einem fernen Postamt ein paar Münzen über den Schalter geschoben hatte. Sie kannte die Schrift. Sie hatte sie sofort erkannt. Jahrelang war sie ihr fast täglich vor Augen gewesen, damals, als sie in der Schule neben ihrem Urheber gesessen hatte. Doch das war nun eine halbe Ewigkeit her. Damals hatte sie noch von fremden Orten geträumt und war sich sicher gewesen, einmal als Schriftstellerin in Südamerika zu leben, als Journalistin in New York, oder vielleicht in Asien, wo Pagoden wie die auf den Briefmarken standen. Stattdessen war sie an der Küste Südenlands gelandet und arbeitete bei der Stadtverwaltung.

Und nun stand sie da, ihre Haare wehten im Wind und in der Ferne erblickte sie eine Gestalt, die mit einem Geigenkoffer in der Hand näher kam. Es war gut ihn wieder zu sehen und für einen Moment ging ihr durch den Kopf, dass sie gemeinsam die Insel verlassen und nie wieder zurückkehren konnten. Doch als sie auf die Wellen blickte, die sanft über die groben Kiesel dieses rauen Strandes spülten, wusste sie, dass dies niemals geschehen würde, und lächelnd lief sie ihm entgegen.



Martin Heer  
Snippets

© copyright 2017  
Alle Rechte vorbehalten

[www.metamorphus.de](http://www.metamorphus.de)